

Urbane Dörfer: räumliche Entgrenzungsprozesse und parzellierte Gemeinschaftsformen

Vogelgesang, Waldemar; Kopp, Johannes; Jacob, Rüdiger; Hahn, Alois

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Vogelgesang, W., Kopp, J., Jacob, R., & Hahn, A. (2015). Urbane Dörfer: räumliche Entgrenzungsprozesse und parzellierte Gemeinschaftsformen. *SWS-Rundschau*, 55(3), 279-305. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-53951-6>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Urbane Dörfer. Räumliche Entgrenzungsprozesse und parzellierte Gemeinschaftsformen

Waldemar Vogelgesang/ Johannes Kopp/ Rüdiger Jacob/
Alois Hahn (Trier)

Waldemar Vogelgesang/ Johannes Kopp/ Rüdiger Jacob/ Alois Hahn: *Urbane Dörfer. Räumliche Entgrenzungsprozesse und parzellierte Gemeinschaftsformen* (S. 279–305)

A-Dorf liegt im Einzugsgebiet von zwei Großstädten und besteht seit dem Jahr 953. Ursprünglich und für den größten Teil seiner Geschichte war das Dorf eine bäuerliche Siedlung, hat aber seit den 1950er-Jahren einen deutlichen sozialstrukturellen Wandel durchgemacht. Die Einwohnerschaft hat sich seit den 1970er-Jahren durch Neubaugebiete nahezu verdoppelt. Insbesondere die Zugezogenen weisen eine eher pragmatische, zweckrationale Ortsbindung auf und sind überlokal orientiert. Ihr Lebens- und Aktionsraum geht weit über die Grenzen des Dorfes hinaus. Dies hat auch Konsequenzen für dörfliche Formen der Gemeinschaftsbildung, die inzwischen weit stärker Ergebnisse von individuellen Selektionen sind und nicht mehr durch Strukturen des Kontextes erzwungen werden. Sehr deutlich wurde dies z. B. bei den Beziehungen zu Nachbarn/ innen oder dörflichen Vereinen und Interessengruppen. »Die« Dorfgemeinschaft im Singular wird ersetzt durch interessenspezifische Teilgemeinschaften.

Schlagnote: Dorf, Nachbarschaft, Gemeinschaft, ländliche Lebenswelt

Waldemar Vogelgesang/ Johannes Kopp/ Rüdiger Jacob/ Alois Hahn: *Urban Villages. Removing of Spatial Barriers and Parceled Types of Community* (pp. 279–305)

»A-Village« is located in the catchment area of two major cities and exists since 953. Originally, and for the most part of its history, it was a rural village, but since the 1950s it went through a major change concerning its social structure. The number of inhabitants has almost doubled since the 1970s, due to housing estates. Especially the recent settlers have a more pragmatic and function-guided binding to the village and are globally orientated. Their space of living and action exceeds the narrow boundaries of the village to a greater extent. These facts have consequences for the way of forming communities, and are less the implications of contextual structures, but reflect more results of selections by individuals. This is evident, for example, in the case of relations with neighbours or associations and interest groups. The »village-community« in the singular is being replaced by segmented communities, which are being formed to serve special interests.

Keywords: village, neighbourhood, community, rural lifeworld

1. Dorfbilder und Dorfwirklichkeit oder das wiedererwachte Interesse am Dorf

»Ist das Dorf eine Lebens- und Sozialform, die Zukunft hat? Während die Welt des Dorfes durch globale und regionale Strukturveränderungen zu verschwinden droht, lebt sie gegenwärtig in Literatur, Film und Populärkultur wieder auf. Etwas zugespitzt ließe sich formulieren: ›Das Dorf boomt und die Dörfer sterben« (Nell/ Weiland 2014, 12).

In der Tat erfährt die Auseinandersetzung mit dem Dörflichen und Ländlichen in der jüngeren Vergangenheit eine Renaissance, aber die Dorfbilder und die Dorfwirklichkeit liegen dabei mitunter weit auseinander. Was zunächst einmal auffällt, ist eine Idealisierung des Landlebens. Ob in Wohnzeitschriften, Backbüchern, Telenovelas oder auf Lebensmittelverpackungen – allseits trifft man auf Bilder der Dorf- und Heimatromantik, das Lob der Schönheit und der Vorzüge des Landlebens. Hier inszeniert man das Zusammenleben im Einklang mit einer intakten Natur und freundlichen und hilfsbereiten Nachbarn/innen, hier werden Attribute wie Zusammenhalt, Harmonie und Ursprünglichkeit einer dörflichen Idylle dargestellt, in der die Zeit stehengeblieben zu sein scheint, hier liest man vom gesunden und ruhigen Leben und dazu passenden Lebensmitteln. Mehr oder weniger direkt macht dieser Agrarromantizismus Anleihen bei einer pauschalisierenden und polarisierenden Stadtkritik, wonach die städtische Lebenswirklichkeit ungesund, Anomie fördernd oder sogar dissozial sei, die Verhältnisse auf dem Land dagegen als gesund, harmonisch und geordnet angesehen werden. Solche *»spatial stories«* (Rau 2013, 178) gehören zwar eher in den Bereich der lebensreformerischen Ideologiebildung, aber sie machen auch deutlich, dass Dorf-Bilder gleich welcher Couleur immer auch auf standortgebundene Wahrnehmungsweisen und Funktionalisierungen verweisen.

Dies gilt in gleicher Weise für Gegenentwürfe, in denen unter dem Einfluss von gesamtgesellschaftlichen Individualisierungs- und Enttraditionalisierungsprozessen – auch auf dem Land – ursprünglich sozial vorgeprägte Rollen und Lebenspläne als individuell verfügbar gelten.¹ Sie finden in einer auf Aufmerksamkeitsökonomie ausgerichteten Öffentlichkeit zwar breiten Anklang, im Blick auf die vorhandene land- und gemeindesoziologische Forschungsliteratur erschienen sie allerdings stark überzeichnet. Unübersehbar ist jedoch, dass sich die dörflichen Lebenswelten und Sozial-

1 Zur Exotik des Alltags im ländlichen Raum vgl. den illustren Kreis von Sozialfiguren, die Hans Magnus Enzensberger in *»Mittelmaß und Wahn«* (1991, 262) auflistet.

formen in einem Wandlungsprozess befinden.² Der erste Veränderungsschub setzt spätestens mit dem Übergang in die Moderne ein. Das Dorf als Urform einer lokalen und autarken Gemeinschaft, die sich über Jahrhunderte durch eine homogene und stabile Sozialstruktur auszeichnete, gerät durch die miteinander verschränkten Prozesse der Industrialisierung und Urbanisierung in einen regelrechten Sog der Veränderung. Das dörfliche Ordnungsgefüge bricht auf, zudem bringt die Dynamik der Veränderungen für die Dorfgemeinschaften eine Vielzahl von Belastungen (z. B. Verfall des Handwerks, Abwanderung und Leerstände, Brachflächen, staatliche Reglementierungen), aber auch neue Entwicklungschancen (Marktöffnung, Bildungszuwachs, Erschließung individueller Lohnressourcen) mit sich. Aber trotz starker Umbrüche der sozialen Strukturen und eines historisch einmaligen Entagrarisierungsprozesses bleiben die charakteristischen Sozialformen des Dorfes bestehen. Noch Ende der 1970er-Jahre werden die ländlichen Beziehungsmuster wie folgt beschrieben:

»Auf dem Land sind die sozialen Netzwerke im Allgemeinen eng geknotet. [...] Ländliche Beziehungen sind häufiger diffus als spezifisch. [...] Die Beziehungen [...] sind relativ intensiv. Mit Intensität ist der Grad gemeint, zu dem Personen bereit sind, Verpflichtungen zu erfüllen und Rechte wahrzunehmen, die in ihrer Beziehung zu anderen Personen inbegriffen sind« (Plank/ Ziche 1979, 114).

Mit dem Übergang zur spätmodernen Gesellschaft, die im soziologischen Diskurs auch als »liquid modernity« (Bauman 2000) oder »Multioptionsgesellschaft« (Gross 1994) gefasst wird, ist eine nochmalige Steigerung der Freiheitsgrade beim Eingehen sozialer Beziehungen und Bindungen verbunden. So ist auch das Dorf heute durch ein deutliches Mehr an Pluralität, Optionen und Freiheit gekennzeichnet:

»Das Dorf entwickelte sich idealerweise zu einem Lebensort, an dem in der späten Moderne mit ihrem Individualisierungsprinzip jede(r) an allen Errungenschaften teilhaben kann, auch wenn sie selbst in sehr speziellen metropolitanen Zusammenhängen produziert werden können. Die kreativen Energien, welche die urbane Kulturökonomie freizusetzen versteht, sind in der Tat unersetzbar. Doch ist es besonders durch die Massenautomobilisierung möglich geworden, Land- und Stadtleben miteinander zu kombinieren« (Troßbach/ Zimmermann 2006, 286–287).

2 Eine fundierte Übersicht im deutschsprachigen Forschungskontext zur Geschichte und zum Strukturwandel des Dorfes findet sich in Troßbach/ Zimmermann (2006). Ergänzend – und vertiefend – zu dörflichen Veränderungsprozessen nach dem Zweiten Weltkrieg ist zu verweisen auf die Vergleichsstudie von Becker (1995). Diesen Untersuchungen liegt ein Verständnis von ländlichen Lebensräumen – in Relation zu städtischen Agglomerationen – zugrunde, dem wir uns anschließen. Danach lässt sich das Begriffspaar Stadt-Land entlang einer qualitativen und quantitativen Sichtweise definitorisch beleuchten, wobei sich Land und Stadt in ihrer Qualität sozialwissenschaftlich betrachten lassen, während sich die Quantität von Stadt und Land anhand von siedlungsstrukturellen Merkmalen wie Zentralität, Dichte oder Lage beschreiben lässt. Die sozialwissenschaftliche Perspektive, in der Prozesse und Bedingungen gesellschaftlichen Wandels eine zentrale Rolle spielen, hat allerdings deutlich gemacht, dass es dadurch zu einer Vielzahl von Veränderungen und Abhängigkeiten zwischen Stadt und Land gekommen ist, die es sinnvoll erscheinen lassen, die klassische Stadt-Land-Dichotomie durch ein Stadt-Land-Kontinuum zu ersetzen (Strubelt 2001).

Ähnlich auch die Feststellung des renommierten Stadt- und Gemeinsoziologen Hartmut Häußermann (2011, 427):

»Im Zuge der Industrialisierung, der Erhöhung der täglichen Mobilität und der Ausbreitung der elektronischen Kommunikationsmittel haben sich die städtischen und die ländlichen Lebensstile einander angenähert.«

Berücksichtigt man neben den medialen und verkehrsinfrastrukturellen Veränderungen noch die residenzielle Mobilität, also die Zu- und Wegzüge in den Dörfern, dann sind dies deutliche Hinweise auf Wandlungsvorgänge, die das Dorf urbaner machen, die ursprünglich städtische Lebensbedingungen und Lebensformen in heutigen Dörfern beheimaten. »Nun darf man sich die Urbanisierung des Dorfes nicht so vorstellen«, konstatiert Detlef Baum (2014, 129) in diesem Zusammenhang, »dass sich das Dorf zur Stadt entwickelt oder Stadt wird. Vielmehr haben wir es mit einer dialektischen Verknüpfung urbaner Elemente und dörflicher Strukturen zu tun, die das Dorf weiterhin Dorf sein lassen, während sich aber im Dorf zugleich die Formen und Bedingungen sozialer Integration und die Art der Teilnahme an öffentlichen Diskursen und Kommunikationsprozessen verändern.«

So plausibel solche Überlegungen sind, ihre empirische Evidenz weist immer noch deutliche Forschungsdesiderate auf. Aus diesem Grund möchte der Beitrag im Folgenden der Frage nach der Existenz stadtesellschaftlicher Einflüsse auf das dörfliche Leben nachgehen. Wo – und wie – entdecken wir das Städtische im Dorf? Welche Handlungsfelder und Lebensbereiche sind betroffen? Gibt es Auswirkungen auf die dörfliche Sozialstruktur und Vergemeinschaftung? Um diese Fragen zu beantworten, greifen wir auf die Ergebnisse einer aktuellen Dorfstudie zurück (Kap. 2). Schwerpunktmäßig sollen an zwei ausgewählten Themenfeldern des dörflichen Sozial- und Gemeinschaftsgefüges urbane Importe sichtbar gemacht werden, nämlich erstens an der Entgrenzung des dörflichen Lebensraums (Kap. 3) und zweitens an der Segmentierung dörflicher Vergemeinschaftungen in interessensspezifischen Gruppen (Kap. 4). Inwieweit diese Facetten eines weitreichenden Transformationsprozesse im »*rural life*« die Zukunft des Dorfes verändern werden, wird abschließend diskutiert (Kap. 5).

2. Das Untersuchungsdorf: Zielsetzung und methodisches Vorgehen

Das Projekt, auf das wir uns hier stützen, steht in einer langen Tradition gemeinsoziologischer Studien, die die Arbeitsgruppe angewandte Sozialforschung an der Universität Trier durchgeführt hat. Im Fokus dieser Studien standen stets Fragen räumlicher Disparitäten und daraus resultierende Formen von Deprivation, ob es nun um Fragen der Infrastruktur und der Ressourcenallokation ging, etwa bei wohnortnaher medizinischer und pflegerischer Versorgung, dem öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV), der Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs oder um die Situation bestimmter sozialer Gruppen, etwa der Jugendlichen im Dorf oder von Zugezogenen oder ganz generell um Fragen der dörflichen Lebensqualität. Wir haben diese Untersuchungen in Kooperation mit regionalen Gebietskörperschaften (Kreis, Verbands-

gemeinde oder Ortsgemeinde) durchgeführt, die im Rahmen ihrer Aufgaben zur regionalen Daseinsvorsorge großes Interesse an dieser Form der sozialwissenschaftlich fundierten Problemdiagnostik hatten.

In einer aktuellen Studie wurden viele dieser Fragestellungen gebündelt, um exemplarisch für eine Gemeinde dörfliches Leben in seinen vielfältigen Facetten und Problemlagen zu erfassen. Das Untersuchungsdorf – im Folgenden A-Dorf genannt – besteht seit dem Jahr 1953, hat zum Erhebungszeitraum im Frühjahr 2014 etwas mehr als 1.000 Einwohner/innen, verfügt über eine Kindertagesstätte und drei Gasthäuser, ein halbes Dutzend Handwerks- und Dienstleistungsbetriebe, aber über keinen eigenen Lebensmittelladen. Es gibt ein reges Vereinsleben, wobei alte und neue Formen von geselligen Gruppierungen nebeneinander existieren. Die Gemeinde besteht aus drei räumlich getrennten Ortsteilen, wobei vor allem im Kerndorf durch die Ausweisung von Neubaugebieten in den 1970er- und 1980er-Jahren eine Verdopplung der Bevölkerung stattgefunden hat. Ein wesentlicher Grund hierfür ist die gute verkehrsmäßige Anbindung an zwei in der Nähe gelegene Städte.

Der empirischen Erhebung in A-Dorf lag ein Multi-Methoden-Design zugrunde. Kernstück war eine schriftliche Befragung – auf ihre Befunde beziehen wir uns im Wesentlichen in diesem Beitrag – aller Einwohner/innen des Dorfes. Die Altersgrenze wurde dabei auf 14 Jahre festgelegt, da gerade die Perspektiven, die Wünsche, Bewertungen und Erwartungen der jüngeren Generation für das Leben im Dorf und dörfliche Entwicklungsperspektiven von zentraler Bedeutung sind. Die Befragung war so angelegt, dass Haushalte als Analyseeinheiten identifizierbar waren, zudem aber auch Individualdatenanalysen möglich waren. Aufgrund des breiten thematischen Spektrums wurde die schriftliche Befragung in vier Wellen in einem jeweils einmonatigen Abstand durchgeführt. Dabei wurden Fragen gestellt zu Kontakt- und Gemeinschaftsformen (Familie, Freunde, Nachbarschaft, Vereine, Netzwerke), Wohnqualität, Wohnorten der Familienangehörigen und Mobilität (inkl. Wohnformen im Alter, Zu- und Wegzugsmotiven, beschäftigungs- und bedarfsorientierten Mobilitätsformen), Freizeit und Erholung (inkl. Gesundheit, Krankheit und Pflege) und schließlich auch zu Sinngebung und Religiosität. Insgesamt haben sich von den 931 Zielpersonen 421 an mindestens einer Befragungswelle beteiligt, dies entspricht einer Ausschöpfungsquote von 45 Prozent. Begleitet wurde diese Erhebung durch eine Fülle von nicht-standardisierten Befragungen und Beobachtungen. Insgesamt wurde mit 27 Dorfbewohnern/innen ein oft mehrstündiges narratives Interview geführt, das im Stile eines thematisch fokussierten Gesprächs bei den Befragten zu Hause stattfand. In Anlehnung an die »10 Gebote der Feldforschung« (Girtler 1996) wurden die Feldpersonen ausgewählt und mit ihrer Zustimmung eine Abschrift der aufgezeichneten Interviews erstellt, die auf der Grundlage eines differenzierten Kategorienschemas in der studentischen Projektgruppe themensynoptisch ausgewertet wurden.

3. Der dörfliche Lebensraum im Spannungsfeld zwischen Innen- und Außenorientierung

Im Zentrum des Kapitels stehen die Herausforderungen, denen sich das Untersuchungsdorf durch die vielfältigen Verflechtungen mit dem Umland ausgesetzt sieht. Als stadtnahe Gemeinde ist die Mobilität per Auto und öffentlichem Nahverkehr zu einem Kennzeichen des Dorflebens geworden. Aber neben den temporären Mobilitätsformen, die sich vom regelmäßigen Einkaufen beim Discounter über den gelegentlichen Besuch von Freizeit- und Kulturveranstaltungen bis zum täglichen Arbeitspendeln erstrecken, ist die Wohnmobilität zu nennen, durch die sich in den letzten 30 Jahren nicht nur die Zahl der Dorfbewohner/innen mehr als verdoppelt, sondern der dörfliche Sozial- und Lebensraum insgesamt grundlegend verändert hat. Konkretisiert und expliziert werden die mobilitätsbedingten Veränderungen im Weiteren an den Auswirkungen auf die Ortsbindung und die Integration der Neubürger/innen sowie am Ausmaß und an der Bedeutung raumdisponibler Handlungsfelder und Sozialbezüge.

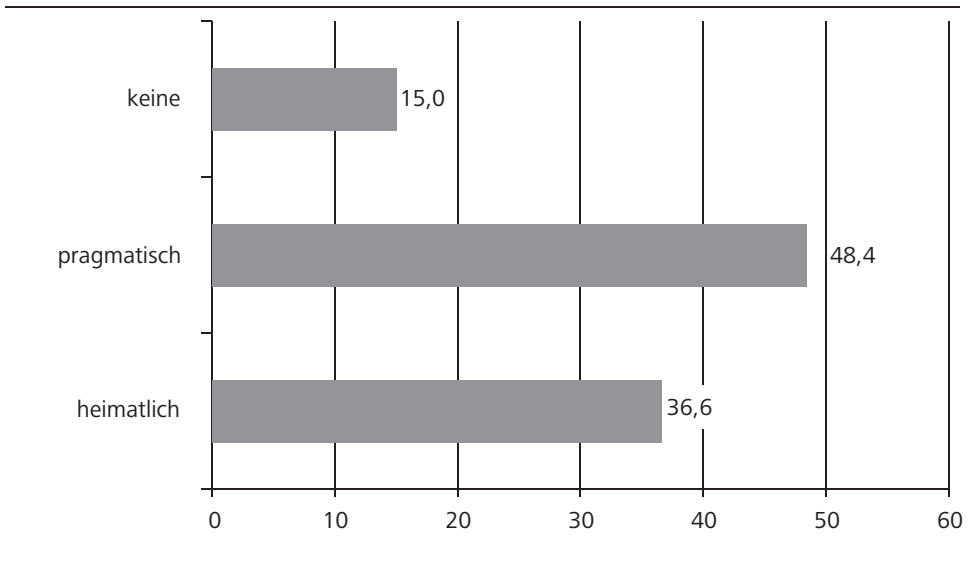
3.1 Ortsbindung und Typen dörflicher Zugehörigkeit

Wie sind Bindungs- und Identifikationsmuster in posttraditionalen ländlichen Gemeinden, also jenem dynamischen Dorftypus, dem auch unser Untersuchungsort zugeordnet werden kann, beschaffen? In der neueren Raum- und Regionalforschung finden sich dazu Hinweise im Heimatdiskurs,³ an denen sich auch unsere Untersuchung orientiert hat. Danach kann im offenen, räumlich entgrenzten und mobilen Dorf die Konvergenz von Ort und Selbst, von Lebenswelt und individuellen Bedürfnissen nicht mehr vorausgesetzt werden. Auch in A-Dorf sind die Anforderungen an das dörfliche Leben je nach Zuzugsgrund verschieden. So haben beispielsweise diejenigen, die nur aufgrund einer besseren Anbindung zur Arbeitsstelle in eine ländliche Gemeinde ziehen, andere Vorstellungen und Erwartungen an das Leben im Dorf als diejenigen, die schon ihr ganzes Leben hier verbracht haben. Die Vermutung ist deshalb naheliegend, dass sich zwischen den Alt- und Neubürgern/innen auch die Verbundenheit und die Identifikation mit dem Dorf unterscheiden.

Um in räumlich-identifikatorischer Hinsicht den Ortsbezug und das Zugehörigkeitsgefühl näher zu bestimmen, stellten wir den Dorfbewohnern/innen folgende Frage: »Der Ort, an dem man lebt, kann ganz unterschiedlich bewertet werden. Wie ist das bei Ihnen?« Die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten wurden aufgrund semantischer Nähe und statistischer Übereinstimmung drei Kategorien zugeordnet, wobei jede Kategorie einen bestimmten Bindungstypus repräsentiert: 1) heimatliche Bindung, 2) pragmatische Bindung und 3) keine Bindung. In Abbildung 1 findet sich die Verteilung dieser verschiedenen Typen der Ortsbildung.

3 Vgl. hierzu die informative Studie zu regionalen Identitäten und heimatlichen Orientierungen von Kühne/Spellerberg (2010, 26–27).

Abbildung 1: Typen der Ortsbindung (Anteile in Prozent)



Quelle: Dorfuntersuchung, eigene Berechnung, n=372.

Etwas mehr als ein Drittel der A-Dorfer/innen fühlt sich dem Wohnort in erster Linie heimatlich verbunden. Die Anthropologin Ina-Maria Greverus (1979, 50) beschreibt Heimat als einen Ort, zu dem sich Menschen zugehörig fühlen, der Schutz bietet, Identifikationsmöglichkeiten gewährt und Aktivitäten eröffnet. In diesem Sinne steht Heimat für Eingebundenheit, emotionale und soziale Nähe sowie Vertrautheit und Sicherheit bei den Umgangsformen, Bräuchen, Sitten und Gewohnheiten im Dorf. Für A-Dorfer/innen, die sich auf diese elementare Weise mit ihrem Wohnort identifizieren, ist er zum Lebensmittelpunkt geworden. In Anlehnung an Max Weber könnte man auch von einer traditionellen und affektuellen Dorfbindung sprechen.

Während die heimatliche Bindungsform der überkommenen Vorstellung vom gemeinschaftlichen Landleben mit einem starken Zugehörigkeitsgefühl noch sehr nahe kommt, ist bei einem pragmatischen Ortsbezug eher von einer kalkulierten und sachlichen Motivlage auszugehen. Der Erwerb von Eigentum, die verkehrsgünstige Lage, Naturnähe und gesundes Klima sind typische Nutzenerwägungen, die als Standortvorteil gesehen werden. Im Weberschen Sinne liegt diesem Bindungstypus, dem sich fast die Hälfte der A-Dorfer/innen zuordnet, primär Zweckrationalität zugrunde, die kein tieferes emotionales Band zum Wohnort zu knüpfen vermag.

Beim dritten Zugehörigkeitstypus scheint jegliche Form der Bindung zur Disposition zu stehen. Denn während bei der heimatlichen und pragmatischen Form der Dorfidentifikation eine, wenn auch unterschiedlich motivierte, Bindung an den Wohnort existiert, gibt es eine kleine Gruppe von Bewohnern/innen, deren Aufenthaltsdauer im Dorf als zeitlich begrenzt angesehen werden kann, und deren Zugehörigkeit eher peripherer Art ist. Sie sehen A-Dorf zwar als ihren derzeitigen Wohnort an, zu dem

aber keine tiefere Bindung besteht. Allerdings ist in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass die Gründe für den in näherer oder fernerer Zukunft ins Auge gefassten Wohnortwechsel sehr vielschichtig sein können. Lebenszyklische Veränderungen (z. B. durch Heirat) kommen hier genauso in Frage wie berufliche (z. B. durch den Wechsel des Arbeitsplatzes) oder ökonomische (z. B. durch den Erwerb von Wohneigentum in einem anderen Ort).⁴ Auch dorffinterne Aspekte wie Defizite der Infrastruktur oder bestimmte Konflikterfahrungen können Ursachen sein, den Wohnort zu verlassen.

Untersucht wurde auch, ob es Unterschiede in der Ortsbindung bei verschiedenen Personengruppen gibt. Geschlecht, Alter, Bildungsstand, Ortsansässigkeit und bestimmte dörfliche Engagementformen wurden diesbezüglich in die Analyse mit einbezogen.

Tabelle 1: Ortsbindungstypen und sozialstrukturelle Merkmale (jeweils Zeilenprozente)

| | Ortsbindung | | |
|-------------------------|-------------|-------------|-------|
| | heimatlich | pragmatisch | keine |
| Geschlecht | | | |
| Männlich | 34,4 | 50,9 | 14,7 |
| Weiblich | 36,8 | 48,1 | 15,1 |
| Alter | | | |
| Bis 29 Jahre | 23,1 | 35,9 | 41,0 |
| 30–59 Jahre | 27,6 | 57,1 | 15,3 |
| 60 Jahre und älter | 48,6 | 45,1 | 6,3 |
| Bildung | | | |
| Niedrig | 53,3 | 35,0 | 11,7 |
| Mittel | 38,1 | 47,4 | 14,5 |
| Hoch | 21,5 | 65,3 | 13,2 |
| Ortsansässigkeit | | | |
| Gebürtig | 54,6 | 29,4 | 16,0 |
| Zugezogen | 28,1 | 57,3 | 14,6 |
| Verein | | | |
| Ja | 47,3 | 37,9 | 14,8 |
| Nein | 15,9 | 69,3 | 14,8 |
| Ehrenamt | | | |
| Ja | 42,1 | 43,8 | 14,1 |
| Nein | 34,3 | 51,4 | 14,3 |

Quelle: Dorfbefragung, eigene Berechnung.

Bei allen Personenmerkmalen – mit Ausnahme des Geschlechts und des Ehrenamts – bestehen zum Teil hoch signifikante Zusammenhänge. So variiert die empfundene Dorfzugehörigkeit zum Beispiel in den einzelnen Alterskohorten ganz erheblich (Signifikanz: X-Quadrat = .000; Korrelation: Cramers V = 0,243). Es sind vor allem die

4 Zur Komplexität und Variabilität von Wohnwanderungsentscheidungen vgl. Kley (2009).

älteren Jahrgänge, die dem Dorf noch in besonderer Weise heimatlich verbunden sind. Dagegen haben die Vertreter/innen der Sandwich-Generation, also die 30- bis 60-Jährigen, mehrheitlich eine pragmatische Bindung an den Ort. Bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen hat nicht nur eine Verschiebung zu sachlich-zweckrationalen Motiven stattgefunden, sondern die Mehrzahl bekundet überhaupt keine tiefere Identifikation mit dem Wohnort. Dies dürfte wesentlich damit zusammenhängen, dass sich ihre Lebensplanung biographisch und beruflich noch in einer offenen Phase befindet, die einen Wohnortwechsel als sehr wahrscheinlich erscheinen lässt. Flexibilität und Mobilität als Wesensmerkmale der Generation Y sind Anforderungen und Herausforderungen, denen sich die Jüngeren auch in ländlichen Regionen stellen müssen.⁵

Neben dem Alter der Befragten lassen sich auch hinsichtlich ihres Bildungsniveaus Unterschiede bei der Dorfbindung feststellen (Signifikanz: X-Quadrat = .000; Korrelation: Cramers V = 0,210). Des Weiteren kommt dem Faktor Ortsansässigkeit ein hoher Erklärungswert zu. Während die sogenannten Alt-Dorfer/innen, also diejenigen, die im Ort geboren sind, diesen mehrheitlich als Heimat ansehen, herrscht unter den Zugezogenen eine pragmatische Haltung zu ihrem neuen Wohnort vor. Mit fortschreitender Wohndauer verändert sich aber das Verhältnis. Allerdings ist dies ein recht langsamer Prozess. Denn erst nach einem über zehnjährigen Aufenthalt im Ort steigt die »Heimatquote« unter den Neubürgern/innen langsam an, erreicht allerdings nicht ganz die Höhe der Einheimischen.

Ein weiterer Aspekt, der einen starken Einfluss auf die Bewertung der Zugehörigkeit und Identifikation mit dem Wohnort hat, ist die aktive Teilnahme am dörflichen Leben. Wer in einem örtlichen Verein ist oder sich im Dorf ehrenamtlich engagiert, ist dem Dorf auch eher heimatlich verbunden. Vereine sind Stütze und Fundament eines aktiven Dorflebens. Vom geselligen Treffen über die gemeinsame Verwirklichung von unterschiedlichsten Zielen bis zu gemeinwohlorientierten Aufgaben reicht ihr Bedeutungs- und Aktivitätsspektrum. Durch ihre Multifunktionalität bringen sie nicht nur Gemeinschafts- und Individualinteressen zum Ausdruck, sondern sie erzeugen und stärken auch die emotionale und identifikatorische Bindung an den Ort. Mit dem Volkskundler Hermann Bausinger (1990, 80) könnte man auch sagen, dass durch die innerdörfliche Mitwirkung und Mitgestaltung das Gefühl der Übereinstimmung zwischen einem Individuum und seiner Umgebung einhergeht, die Lebenswelt als Eigenwelt zu sehen und zu erleben.

Diese Übereinstimmung ist unter Mobilitäts- und Heterogenitätsbedingungen, wie sie für das posttraditionale Dorf charakteristisch sind, aber nur noch eingeschränkt gegeben. Eine Partialinklusion respektive selektive Identifikation, die mit einer eher zweckorientierten Anbindung an den Wohnort einhergeht, ist die Folge. Es kann aber auch, wie am Beispiel der zugezogenen Wohnveteranen/innen in A-Dorf sichtbar wurde, im Laufe der Jahre und in Verbindung mit einem persönlichen Einbringen in das dörf-

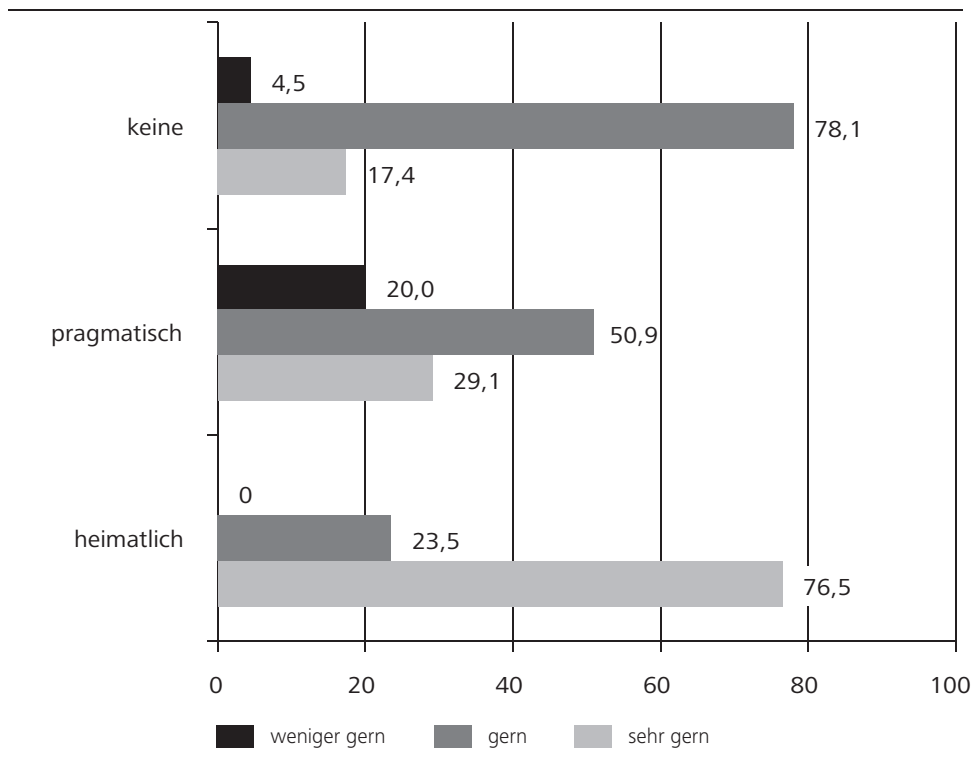
5 Zur Mentalität und Zukunftsplanung der als Generation Y bezeichneten Alterskohorten der 20- bis 30-Jährigen vgl. Vogelgesang (2015) und Hurrelmann/Albrecht (2014).

liche Leben zu einer stärkeren Identifikation mit dem Dorf kommen. Auch Olaf Kühne und Annette Spellerberg (2010, 30) betonen:

»Für die Entwicklung eines Gefühls von Heimat bedarf es offensichtlich in der Mehrheit eine gewisse Zeit des Vertrautwerdens mit den physischen, sozialen, kulturellen und atmosphärischen Gegebenheiten eines Ortes.«

Bei denjenigen, bei denen die dörfliche Bindung und Zugehörigkeit aber mit Heimatliebe gleichgesetzt werden kann, die also dem Dorf stärker mit dem Herzen als mit dem Kopf verbunden sind, hat dies eine sehr positive Auswirkung auf ihre Lebensqualität. Sie fühlen sich wohler im Dorf und leben hier auch lieber. Dies ist gut in Abbildung 2 zu sehen, in der für die verschiedenen Bindungstypen die Zufriedenheit mit dem Leben im Dorf dargestellt ist. Der Zusammenhang ist mit einem Φ -Koeffizienten von 0,619 sehr hoch. A-Dorf ist ein Wohlfühlort und im heimatlichen Zugehörigkeitsbewusstsein kommt dies nachhaltig zum Ausdruck.

Abbildung 2: Zufriedenheit mit Leben im Dorf (»Wie gerne leben Sie in A-Dorf?«) und Ortsbindung (Anteile in Prozent)



Quelle: Dorfuntersuchung, eigene Berechnung, n=372.

3.2 »Der Wanderer, der bleibt« – Neubürger/innen als Fremdbürger/innen

Wie bereits erwähnt, zeichnet sich das Untersuchungsdorf durch einen hohen Anteil von Zugezogenen aus. Dies hat Folgen für das soziale Miteinander. Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts hat sich einer der Gründungsväter der deutschen Soziologie, Georg Simmel, in seinem »Exkurs über den Fremden« mit einer soziologischen Einordnung des Fremdseins beschäftigt. So ist der Fremde nach Simmel (1968/1908, 509) nicht der »Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern [...] der, der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentiell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat.« Der Fremde ist zwar ein Teil der neuen Gemeinschaft, jedoch ist seine Position in dieser dadurch bestimmt, dass er nicht von vornherein zu ihr gehört. Folglich ist er zwar räumlich nah, aber aufgrund seiner Eigenschaften sozial fern. Dadurch wird er auch leicht zum Zuschreibungsobjekt. Welche fatalen Folgen Etikettierungen gerade für den Verlauf des Integrationsprozesses von Neubürgern/innen haben können, konnten Norbert Elias und John Scotson (1990, 7) in einer Untersuchung, die sie 1960 in einer kleinen englischen Gemeinde durchgeführt haben, aufdecken:

»In dieser Gemeinde begegnete man einer scharfen Trennung zwischen einer alteingesessenen Gruppe und einer Gruppe von später Zugezogenen, die von den Etablierten als Außenseiter behandelt wurden. Die ersteren schlossen ihre Reihen gegen die letzteren und stigmatisierten sie generell als Menschen von geringerem Wert. In ihren Augen fehlte den Neusiedlern die auszeichnende Bürgertugend – eine Art kollektives Charisma, das die höherstehende Gruppe für sich in Anspruch nahm.«

Dass es auch heutzutage mitunter ein langer Prozess ist, bis aus einem Nebeneinander ein Miteinander wird, ist in der neueren Wanderungs- und Integrationsforschung vielfach dokumentiert.⁶ Die zentrale Frage in diesem Zusammenhang lautet: Findet eher eine Abschottung respektive Exklusion der Zugezogenen statt oder gibt es trotz der durch Zuzüge entstehenden Mentalitäts- und Sozialstrukturveränderungen in der Bewohnerschaft eine stabile und lebendige Dorfgemeinschaft? Ein erster Hinweis könnte durch unterschiedliche Einschätzungen der Integration der Neubürger/innen durch diese selbst und die Altbürger/innen gegeben werden. Hierzu wurde gefragt: »Wie beurteilen Sie – alles in allem – die Integration der Zugezogenen in A-Dorf?« Die Einschätzung unterscheidet sich dabei nicht zwischen Alt- und Neubürgern/innen: Jeweils etwa die Hälfte hält die Integration für gelungen, jede/r Dritte bewertet die Integration bestenfalls als befriedigend und jede/r Sechste für gerade ausreichend oder mangelhaft. Zwischen Alteingesessenen und Neubürgern/innen werden Unterschiede gemacht. Allerdings unterscheidet sich die »Integrationsquote« zwischen Alteingesessenen und Neubürgern/innen ganz erheblich.

⁶ Zu Wegen, Formen und Spannungen innerdörflicher Integration vgl. für Deutschland Menzel (2007, 222–253) und Kothe (1995) sowie für Österreich Bernard (2007).

Weitere erklärende Hinweise dazu finden sich in den narrativen Interviews, die mit ausgewählten Dorfbewohner/innen geführt wurden. So wird in einem Fall der Charakter des Gemeinschaftslebens in A-Dorf als »recht anonym, ohne Streitcharakter und viel zu ruhig« beschrieben. Andere verweisen auf die Berufstätigkeit und das damit verbundene tägliche Pendeln zum Arbeitsort, die eine aktive Teilnahme am Gemeinschaftsleben erheblich erschweren:

»Es gibt Leute, die sehen A-Dorf als Schlafdorf. Ich meine, dass sie morgens zur Arbeit fahren, abends zurückkommen, sich zu Hause entspannen, um für den nächsten Tag wieder fit zu sein.«

Bestätigung findet diese Einschätzung auch durch eine andere Bürgerin:

»Solange sie im Berufsleben sind, ist das Dorfleben für sie uninteressant. Sie haben ihre Arbeitskollegen, mit denen treffen sie sich dann in der Stadt, trinken dort ein Bier oder laden sich gegenseitig nach Hause ein. Aber wenn man dann mal im Ruhestand ist und den ganzen Tag Zeit hat, dann ist man bestimmt froh, wenn man hier so eine schöne Gemeinschaft hat.«

Diese beiden Aussagen vereinen exemplarisch zwei mehrfach angeführte Aspekte, die von den Bewohnern/innen als Gründe für Einschränkungen und Defizite im Gemeinschaftsleben und -bewusstsein gesehen werden, und die auf die Formel gebracht werden können: Berufspendler/innen und Jüngere sind stärker dorfextern und weniger dorfintern orientiert.

Auffallend war jedoch auch, dass in den Experteninterviews vermehrt auf die Notwendigkeit des eigenen Engagements und die zum Teil fehlende Offenheit der nur unzureichend in das dörfliche und soziale Zusammenleben integrierten Zugezogenen hingewiesen wurde. Allerdings wurde dabei auch in Erwägung gezogen, dass letztlich die Berufstätigkeit außerhalb des Dorfes zu Lasten des Gemeinschaftslebens innerhalb des Dorfes geht:

»Wenn sich die Familien integrieren wollen, bin ich der Meinung, funktioniert das auch, da gibt es auch Beispiele. Aber manchmal habe ich auch den Eindruck, das muss gar nicht unbedingt sein. Viele sind auch voll berufstätig, beide Teile. [...] Da wohnt eine Frau mit kleinen Kindern in der Nähe, und die spricht immer munter drauf los und geht auch auf den Spielplatz, dann ist es eigentlich kein Problem. Aber ich glaube, dass es weniger gewünscht wird.«

Auch aus der Perspektive einer Neubürgerin, die ihre persönlichen Erfahrungen mit einbezieht, stellt sich die Integration in das Dorf und die Teilnahme am Gemeinschaftsleben als ein schwieriger Prozess dar, in dem auch von Seiten der Zugezogenen eine gewisse »Bringschuld« als notwendig angesehen wird:

»Man stellt sich natürlich auch vor. Ich denke, das ist auch das erste Problem, was viele haben, dass sie sich eben nicht vorstellen. Es ist doch klar, dass erst einmal geguckt wird: Was sind denn das für welche? Die leben ja als Erste hier. Wenn ich als Fremder irgendwo hinkomme, gehe ich erst mal auf die Leute zu. Und wenn man natürlich dieses Interesse nicht zeigt, wird man von vielen Leuten auch einfach links liegen gelassen. Dann darf man sich auch nicht wundern, wenn man einander fremd bleibt.«

Die Ergebnisse zeigen, dass ein erfolgreicher Integrationsprozess in die bestehende Dorfgemeinschaft und auch die Aufrechterhaltung des Zusammenlebens von beiden Parteien, den Neubürgern/innen und den Alteingesessenen, ein gewisses Maß an Interesse, Engagement und Initiative verlangt.

3.3 Die Entgrenzung des dörflichen Lebensraums

Neben der hohen Quote von Neuansiedlungen und dem damit in Zusammenhang stehenden jährlichen Wanderungssaldo von zehn bis 15 Prozent wird die besondere Relevanz der Außenorientierung des Untersuchungsdorfes noch an einem weiteren Aspekt sichtbar: den vielfältigen Verflechtungen von Daseinsbereichen mit dem regionalen und städtischen Umfeld. Die für die Organisation des Alltagslebens im klassischen Dorf charakteristische Innenzentrierung hat sich in A-Dorf in ein flexibles Interdependenzverhältnis verwandelt. Deutlich wird dies beim Einkaufen, der medizinischen Versorgung, dem Besuch von Schulen und Ausbildungsstätten sowie der beruflichen Tätigkeit, also in jenen Lebensbereichen, in denen im Ort kein Angebot mehr vorhanden ist oder nur noch ein sehr begrenztes, wie bei den Erwerbsmöglichkeiten. Denn lediglich 9,3 Prozent der Erwerbstätigen gehen ihrer Berufsarbeit im Wohnort nach, meist als Selbständige im Handwerk, in der Gastronomie oder im Dienstleistungsbereich. Von der früher das Erwerbsleben im Ort dominierenden Landwirtschaft ist ein einziger Bauernhof übriggeblieben, der im Ortskern wie ein Relikt aus einer längst vergangenen Zeit erscheint.

Während die Außenorientierung in den genannten Handlungsfeldern durch infrastrukturelle Defizite als »erzwungen« erscheint – auch wenn die Bewohner/innen aufgrund des ÖPNV-Angebots und vor allem der Eigenmotorisierung diese Defizite nicht als besonders einschränkend empfinden –, ist sie im Freizeit- und Kulturbereich »freiwillig« und primär durch individuelle Motivlagen und Interessen begründet.⁷ Dies lässt sich beispielsweise am Kirchgang zeigen. Nur etwas mehr als ein Drittel (38,8 Prozent) der A-Dorfer/innen geht, wenn überhaupt, ausschließlich in der Dorfkirche zum Gottesdienst, über die Hälfte (51,8 Prozent) sind »Gottesdienstpendler/innen« und besuchen abwechselnd im Ort oder außerhalb Messfeiern und eine Minderheit (9,4 Prozent) geht ausschließlich in einem anderen Ort zur Kirche. Auch bei der Vereinszugehörigkeit hat der Wohnort keinen Exklusivitätsstatus. Mit 50 Prozent hat sich die Hälfte aller Vereinsmitglieder ausschließlich an einen Verein in A-Dorf

7 Die Angaben beziehen sich jeweils auf bestimmte Teilgruppen der Dorfbewohner/innen; konkret auf den Anteil der Kirchgänger/innen (84 Prozent), der Vereinsmitglieder (67 Prozent) und der ehrenamtlich Engagierten (45 Prozent).

gebunden. »Vereinspendler/ innen« stellen 34,2 Prozent und mit 15,8 Prozent ist jedes siebte Vereinsmitglied ausschließlich in einem auswärtigen Verein aktiv. Ähnlich ist die räumliche Verflechtung beim bürgerschaftlichen Engagement: Auch hier sind die A-Dorfer/ innen sowohl im Wohnort als auch außerhalb aktiv (nur in A-Dorf: 51,7 Prozent, in A-Dorf und anderen Orten: 31,4 Prozent und nur in anderen Orten: 16,9 Prozent).

Besonders deutlich zeigt sich die Sozialraumorientierung bei der Freizeitgestaltung. Nimmt man das gesamte Spektrum von Aktivitäten in den Blick, dann wird angesichts der Vielfalt und räumlichen Diversivität verständlich, warum die Mehrzahl der A-Dorfer/ innen damit doch recht zufrieden ist. Ein wesentlicher Grund hierfür dürfte in der Vergrößerung des Optionenraums liegen, die auch als Regionalisierung der Freizeit gefasst werden kann. Besonders ausgeprägt ist die überlokale Freizeitorientierung im Kultur- und Bildungssegment, aber auch für die Teilnahme an Festen, den Besuch ihrer Lieblingslokale oder für die Ausübung sportlicher Aktivitäten lassen viele A-Dorfer/ innen die Ortsgrenze schon einmal hinter sich. Auch wenn schwer zu entscheiden ist, ob die Freizeitangebote innerhalb und außerhalb des Ortes in einem Ergänzungs- oder eher in einem Konkurrenzverhältnis zueinander stehen, die Bewohner/ innen erleben die räumliche Auffächerung der Freizeit als Steigerung ihrer Lebensqualität und als Einbettung in einen extensivierten Lebensraum. Kurz und prägnant heißt es dazu in einem Experteninterview:

»Das Freizeitangebot in A-Dorf ist überschaubar. Aber nur eine halbe Stunde Fahrzeit, und alles ist verfügbar, was das Herz begehrt. Das ist Lebensqualität pur. Man muss allerdings mobil sein, das ist Voraussetzung.«

Die wohnortübergreifende Freizeitgestaltung steht damit exemplarisch für eine mobile und multilokale dörfliche Lebensform, die in der Untersuchungsgemeinde wie unter einem Brennglas sichtbar wird. Örtliche Gegebenheiten und Nahraumbezüge, einschließlich starker städtischer Einflüsse, erzeugen einen neuartigen Dorftypus, dessen Strukturmerkmale es nahelegen, von einem »urbanisierten Dorf« zu sprechen. Seine zahlreichen Verbindungen und Verknüpfungen mit dem regionalen Umfeld verleihen der Sozialraumperspektive auf das Dorf ein besonderes Gewicht. Es sind nämlich spezifische Raumkonstellationen, in denen sich die individuelle – und durchaus unterschiedliche – Daseinsgestaltung im Nahbereich (Arbeiten, Freizeit, Partizipation, soziale Kontakte) entfaltet. Lebenswelten und Raumbezüge durchdringen einander. In diesem Verständnis sind Raum bzw. Räumlichkeit relationale Größen, die dem sozialen Handeln nicht vorgelagert sind, sondern als das Resultat menschlicher Einwirkung angesehen werden können, Partizipations-, Ressourcen- und Veränderungspotenziale eingeschlossen. In der Sozialraumforschung wird dieses Wechselwirkungsverhältnis folgendermaßen gefasst:

»Soziale Praktiken sind immer auch räumliche Praktiken und zugleich konstituieren soziale Praktiken Geltung und Gültigkeit räumlicher Praktiken und können diese auch wieder verändern« (Kessl/ Reutlinger 2008, 17).

Auch dörfliche Räume sind mithin nicht als feste und absolute Einheiten zu betrachten, in denen die Bewohner/innen die Lebensverhältnisse nach tradierten Schablonen gestalten, vielmehr sind die heutigen Dörfer durch eine Vielzahl von historischen Entwicklungen, kulturellen Prägungen, politischen Entscheidungen und nicht zuletzt neuen Milieubezügen und individualisierten Bedürfnislagen der Bewohner/innen, also durch menschliches Agieren, verändert worden.

Dass diese Veränderungen in Abhängigkeit von regionalen Rahmenbedingungen sehr unterschiedlich ausfallen können, ist naheliegend. Welches Gewicht in diesem Zusammenhang wirtschaftlichen Faktoren zukommt, verdeutlichen die Ergebnisse einer Studie (Hüpping/ Reinecke 2007, 82), in der aus einem Mix von Individual- und Strukturdaten der gesamtdeutsche Raum in drei Regionstypen klassifiziert wird: aufwärtsstrebende Regionen (19 Prozent), gleichbleibende Regionen (66 Prozent) und abwärtsdriftende Regionen (15 Prozent). Auch wenn wir den ökonomischen Status des Untersuchungsdorfes und seiner Bewohner/innen nicht in vergleichbar differenzierter Weise erfasst haben, so deuten die hohe Zahl von Beschäftigten, die geringe Arbeitslosenquote und die mehrheitliche Selbsteinstufung als Mittelschichtsangehörige darauf hin, dass A-Dorf in einer gleichbleibenden, wenn nicht sogar aufstrebenden Region liegt. Es sind ganz offensichtlich die positiven regionalen Gegebenheiten – und zwar vom Arbeitsmarkt über das Freizeitangebot bis zur medizinischen Versorgung –, die von den Bewohnern/innen zum Teil zwar hohe Mobilitätsinvestitionen verlangen, aber in ihrem Selbstverständnis nur in einem räumlich entgrenzten Wohnort erschlossen und damit als Garanten der Lebensqualität und des Wohlfühlens im Ort angesehen werden.

4. Segmentierung dörflicher Vergemeinschaftung

Das Dorf in seiner traditionellen Form kann als Prototyp gemeinschaftlichen Lebens und kollektiver Identität angesehen werden. Räumliche und persönliche Nähe, Öffentlichkeit und Sozialkontrolle, Abgeschlossenheit und Abgrenzung, gemeinsame Ideale und Werte, ein festes Ordnungssystem aus bäuerlicher Sitte und Tradition sowie potenziell allen zugängliche Interaktionsräume, Rituale und Symbole sind die konstitutiven Elemente (Unruh 1963, 26–27). Mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert beginnt ein gesamtgesellschaftlicher Transformationsprozess, der auch die Sozialwelt des Dorfes grundlegend verändert. Der geschlossene und gemeinschaftliche Charakter löst sich unter dem Einfluss von Modernisierungsfaktoren – neue Arbeits- und Produktionsformen, Verstädterung und Mobilität, Verrechtlichung und kommunale Verwaltungsreformen – zunehmend auf. Tradierte und originäre Formen des Zusammenlebens im Dorf finden unter diesen Rahmenbedingungen keine oder nur eine partielle Weiterentwicklung – ein Sachverhalt, der in der Gemeindeforschung lange Zeit mit Desintegrationstendenzen gleichgesetzt wurde:

»Die Sozial- und Lebensformen der städtisch-industriellen Gesellschaft haben das ländliche Modellbild verdrängt, sie haben es auch auf dem Lande selbst verdrängt, wurden weitgehend auch auf dem Lande zur Norm. Die rationalistisch-atomisierende Fortschrittsvorstellung hat die konservativ-traditionelle Wirtschaftsführung und Lebensplanung des Dorfes mit ihrer strengen Bindung an Hof und Großfamilie weitgehend aufgelöst und den dichten Filz spezifisch ländlicher Werte, Gewohnheiten, Lebensformen, Sozialbindungen zum guten Teil weggeschwemmt wie die Erosion den gewachsenen Boden« (Linde 1954, 26).

Fraglos löst sich das Dorf im Modernisierungsprozess aus seiner gemeinschaftlichen Fixierung, zumal wenn man noch die angesprochene Außenorientierung durch die zunehmende Entgrenzung des ländlichen Lebensraums mit bedenkt. Allerdings verstellt die polare Gegenüberstellung von Arbeitsort (Stadt) und Lebensort (Dorf) resp. von Modernisierung (Urbanität) und Traditionalität (dörfliches Leben, Dorfstrukturen) den Blick für Veränderungen und Anpassungen im dörflichen Zusammenleben. Ein differenzierter Zugang zur Lebenswelt des zeitgenössischen Dorfes zeigt nämlich, dass nicht nur die zentralen Daseinsbereiche, sondern auch die Beziehungs- und Vergemeinschaftungsformen durch dorffexterne Einwirkungen städtisch geprägt sind. Am Beispiel von Veränderungen im Nachbarschaftsverhältnis, Rückzugstendenzen ins Private und neuen Formen der Vergemeinschaftung wird dies expliziert.

4.1 Nachbarschaftsbeziehungen: Intensitätsstufen und Austauschformen

Soziologisch weist Nachbarschaft sowohl eine räumliche als auch eine soziale Dimension auf, die teilweise fließend ineinander übergehen. Sie kann als ein soziales Subsystem bezeichnet werden, das zwischen der Gemeinde und der Familie steht (Hamm 1973). In der bäuerlich geprägten vorindustriellen Zeit galt sie in ländlichen Siedlungen ursprünglich als Hilfs- und Notgemeinschaft, die zur Existenzsicherung diente und von fundamentaler Bedeutung war. Im Zuge des Strukturwandels dörflich-agrarischer Wirtschaftsweisen und mit dem Aufbau eines Systems der sozialen Sicherung verändert sich auch die Form gegenseitiger Unterstützung. Für das Helfen unter sozialstaatlichen Rahmenbedingungen ist eine Verschiebung von gemeinschaftlichen Handlungsmustern zu gesellschaftlichen Problemlösungen bezeichnend. Für das Nachbarschaftsverhältnis bedeutet dies, dass die gegenseitige Abhängigkeit jetzt ein geringeres Ausmaß und Nachbarschaft eine offenere Struktur haben (Kothe 1995, 93).

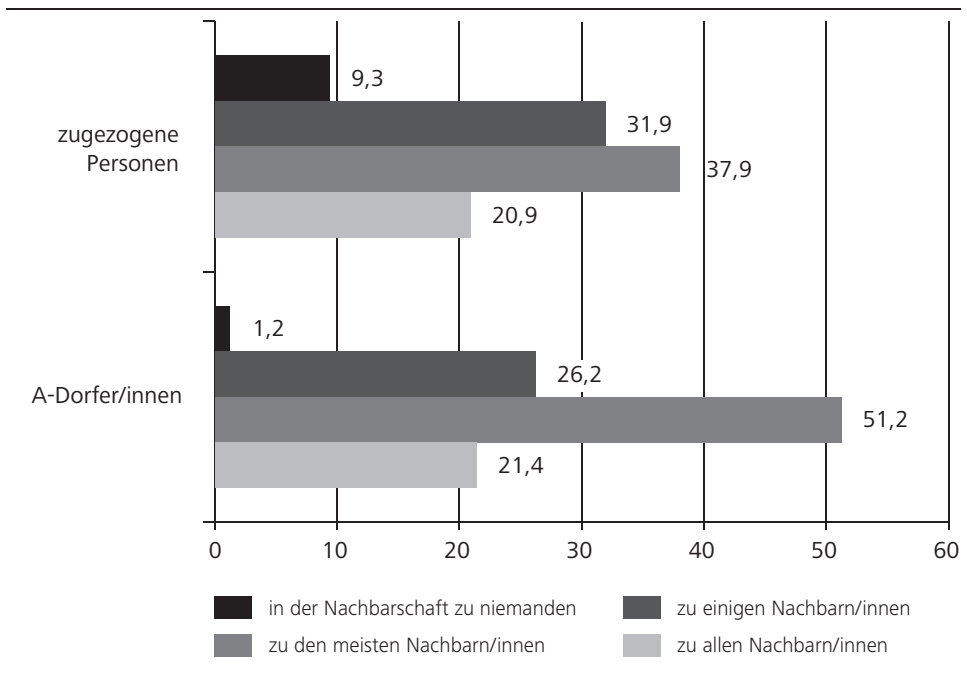
Wie halten es die Menschen in unserem Untersuchungsdorf mit den Nachbarn/innen? Knapp zwei Drittel der Bewohner/innen sagen, die Beziehung zum größten Teil ihrer Nachbarn/innen könne als freundschaftlich angesehen werden. Ein knappes Drittel hat nur zu bestimmten Nachbarn/innen ein näheres Verhältnis und nur sieben Prozent der Dorfbewohner/innen haben zu niemandem in der unmittelbaren Nachbarschaft eine engere Beziehung. Aber diese positive Sicht auf das Nachbarschaftsverhältnis teilen nicht alle in gleicher Weise. Während sich zwischen Frauen und Männern hier kaum Unterschiede zeigen, stellt sich bezüglich des Alters die Situation anders dar. Danach haben vor allem die älteren Personen signifikant häufiger zu ihren Nachbarn/innen ein gutes bis freundschaftliches Verhältnis als die jüngeren Generationen.

Wie lassen sich die Unterschiede in der nachbarschaftlichen Kontaktintensität zwischen den Alterskohorten erklären? Ein Grund könnte in der Angewiesenheit auf Hilfe im Alter liegen – ein Aspekt, auf den auch in anderen gemeindesoziologischen Studien aufmerksam gemacht wird:

»Bekannt ist, dass alte, insbesondere alleinstehende alte Leute in verstärktem Maße auf nachbarliche Beziehungen angewiesen sind, dass sie diese deshalb auch intensiver pflegen und sie entbehren, wenn sie sie nicht haben« (Bahrtdt 1961, 110).

Aber auch die Zeit stellt einen wichtigen Einflussfaktor dar. Nachbarschaftsbeziehungen und -netzwerke entstehen nämlich häufig erst nach Jahren, sind also auf die lange Wohndauer der Mitglieder angewiesen. Ein Vergleich zwischen den gebürtigen und zugezogenen A-Dorf/innen liefert dazu einen Anhaltspunkt. Denn neben dem Alter ist auch für die Ortsansässigkeit ein signifikanter Zusammenhang im Blick auf das Nachbarschaftsverhältnis feststellbar (Signifikanz = .018; Korrelation: Cramers V = 0,205).

Abbildung 3: Freundschaften in der Nachbarschaft und Ortsansässigkeit
(Anteile in Prozent)



Quelle: Dorfuntersuchung, eigene Berechnung, n=266.

Während nahezu drei Viertel der in A-Dorf geborenen Personen eine freundschaftliche Beziehung zur Mehrzahl ihrer Nachbarn/innen unterhalten, sind es bei den Zugezogenen nur etwas mehr als die Hälfte. Auffällig ist auch die Differenz in der Antwort-

kategorie »in der Nachbarschaft zu niemanden«. Während von den alteingesessenen Dorfbewohnern/innen nur 1,2 Prozent dies bejahen, sind es bei den Neubürgern/innen 9,3 Prozent. Diese Befunde deuten darauf hin, dass in den zwei Neubaugebieten A-Dorfs, die in den 1970er- und 1990er-Jahren entstanden sind, weniger intensive Kontakte gepflegt werden als im Ortskern. Dies ist aber kein Spezifikum der Untersuchungsgemeinde, sondern auch in anderen Dorfstudien wurde festgestellt, dass es für die Zugezogenen nicht einfach ist, mit den Einheimischen gute nachbarschaftliche Kontakte aufzubauen (Maier 1991, 84–85). In diesem Sachverhalt kommt eine Grundeinsicht der soziologischen Mobilitätsforschung zum Ausdruck: Hohe Wegzugs- und Zuzugsraten führen zur Lockerung oder gar Auflösung der sozialen Bezüge (Böltken 1987).

Insgesamt kann hinsichtlich des Nachbarschaftsverhältnisses in A-Dorf aber festgestellt werden, dass die Intensität und Art der Beziehung im Allgemeinen auf ein gutes und freundschaftliches Auskommen miteinander schließen lassen. Die Hilfe in Notsituationen, das Ausführen kleiner Gefälligkeiten, das Gewähren von Rat und Unterstützung bei Alltagsproblemen und das »nach dem Rechten Sehen« sind Selbstverständlichkeiten im Dorf. Auch wenn das Zustandekommen und die Ausprägung der Nachbarschaftsorientierung u. a. abhängen von der Wohndauer im Ort (residenzieller Faktor), von der Phase im Lebenszyklus (demographischer Faktor), vom Grad der Familienbezogenheit des Lebens (sozialpsychologischer Faktor) und vom Grad der überlokalen Orientierung (räumlicher Faktor), aufs Ganze gesehen ist sie ein wichtiger Wohlfühlfaktor, von dem auch eine starke Bindungswirkung an den Ort ausgeht.

4.2 Vereinsamungstendenzen und Individuierung im Privaten

Angesichts des ausgeprägten, wenn auch intensitätsmäßig variierenden kommunikativen Bezugs im Nachbarschaftsverhältnis der A-Dorfer/innen-Nachbarschaften erscheint die Frage nach möglichen Vereinsamungstendenzen unter den Dorfbewohnern/innen auf den ersten Blick eher spekulativer Natur. Aber in der Vorbereitungsphase der Untersuchung – und insbesondere bei der Auswahl der Fragen – haben Mitglieder der Steuerungsgruppe, in der auch Ortsbürger/innen in der Rolle von Dorfexperten/innen mitwirkten, auf ein Vorkommnis aufmerksam gemacht, das die Bewohner/innen aufgewühlt hat. Denn der Tod eines älteren, alleinlebenden Mannes, der in seinem Wohnhaus verstarb, ist für einige Tage unentdeckt geblieben. Die Frage, ob es sich dabei um ein tragisches Einzelschicksal handelt oder um ein exemplarisches Ereignis, an dem soziale Ausgliederungsprozesse älterer Menschen sichtbar werden, wurde intensiv diskutiert. Auf folgende Weise sollte sie näher überprüft werden: »Könnte es passieren, dass alleinlebende Menschen in A-Dorf erkranken oder vereinsamen, ohne dass dies jemand merkt?«

Ein knappes Drittel der Befragten hält eine Verringerung oder gar einen vollständigen Abbruch der sozialen Beziehung zu alleinlebenden Dorfbewohnern/innen für möglich. Ungefähr genauso viele glauben dies nicht, die übrigen haben dazu keine dezidierte Meinung. An diejenigen, die soziale Isolationstendenzen im Dorf zu erkennen glauben, wurde eine Anschlussfrage gestellt: »Sind das eher viele oder ist das eher die

Ausnahme?« Die Mehrzahl der Personen dieser Gruppe ist davon überzeugt, dass dies die Ausnahme ist. Nur wenige schätzen den Anteil einsamer Menschen im Ort höher ein. Ein erheblicher Teil kann die Frage der Größenordnung aber nicht beurteilen.

Neben den bekundeten Vereinsamungstendenzen ist in A-Dorf auf eine zweite Entwicklung aufmerksam zu machen, die ebenfalls in Zusammenhang mit sozialer Isolation steht, aber im Unterschied zur altersbedingten Exklusion einen freiwilligen Rückzug aus dem dörflichen Sozialverband darstellt. Einen ersten Hinweis auf diesen Typus von Dorfbewohnern/innen, der bewusst allein bleiben möchte und das Dorf primär als Schlafstätte sieht, findet sich in der Beantwortung folgender Frage: »Gibt es in A-Dorf Menschen, die keinen Kontakt zu ihren Nachbarn haben?«

Obwohl das Nachbarschaftsverhältnis im Allgemeinen als gut eingeschätzt wird, ist fast die Hälfte der A-Dorfer/innen der Meinung, dass es auch Personen im Ort gibt, die über keinerlei nachbarschaftliche Kontakte verfügen. Aber es sind keineswegs nur vom Isolationsschicksal bedrohte Ältere, an die die Befragten in diesem Zusammenhang denken. Vielmehr ist in ihrer Wahrnehmung auch bei einer anderen Gruppe von Dorfbewohnern/innen der Kontakt zu den Nachbarn/innen nicht vorhanden. Das bedeutet, neben einem Trend zur ungewollten Alterseinsamkeit gibt es einen weiteren zur gewollten Wohneinsamkeit. Es handelt sich dabei vornehmlich um junge und berufstätige Paare, die meist erst seit kurzer Zeit in A-Dorf wohnen, und die bewusst auf soziale Distanz zu den Wohnnachbarn/innen gehen. Diese Form des städtisch-anonymen Wohnens wirkt auf die Einheimischen recht befremdlich. Deutlich wird dies an Antworten auf die offen gestellte Frage, was in der Nachbarschaft als ärgerlich oder störend empfunden wird. Hier finden sich unter anderem folgende Aussagen: »Manche leben sehr zurückgezogen und suchen keinen Kontakt«, »meine neuen Nachbarn suchen keinen Kontakt mit der Familie«, »einzelne Nachbarn wollen für sich bleiben und wünschen nicht einmal einen guten Tag«, »wir haben alle gar keinen Kontakt, alles anonym« oder »mich stört, dass es Nachbarn gibt, die in einem Mehrfamilienhaus wohnen und keinerlei Kontakt wollen und auch nicht grüßen.«

Aus Sicht der alteingesessenen A-Dorfer/innen ist leicht nachvollziehbar, dass sie auf die ebenfalls offen gestellte Frage nach möglichen Änderungen dieser Situation fast unisono antworten: »die Anonymität aufheben«. In diesem Wunsch kommt eine deutliche Distanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung zum Ausdruck. Für die Altbürger/innen ist die soziale Anbindung – auch an die Hausnachbarn/innen – eine Selbstverständlichkeit, für manche Neubürger/innen aber gerade nicht. Sie präferieren eine distanzierte Wohnweise, die sich durch Rückzug, Reserviertheit und Anonymität auszeichnet. Ihre Bindung an den Ort ist dementsprechend auch weniger emotionaler und identifikativer Art, sondern sie folgt eher einem instrumentellen und pragmatischen Kalkül. Der gesamtgesellschaftliche Individualisierungsprozess hinterlässt ganz offensichtlich auch im Wohnverhalten seine Spuren. Es nimmt auch auf dem Land, jedenfalls für einige Neubürger/innen, die sich dort ansiedeln, städtische Züge an.

Die hier sichtbar werdende individualisierte Wohnmentalität entspricht schon fast der englischen Vorstellung wohnräumlicher Separierung und Abschottung, kondensiert in der Redewendung: »*my home is my castle*«. Sie zeichnet sich durch eine hohe

Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Eigenart bei der Gestaltung des eigenen Lebens – und hier speziell des Wohnens – aus. Der in der Soziologie des Wohnens als »Individuierung im Privaten« (Häußermann/ Siebel 2000, 322–323) beschriebene Prozess greift diese Entwicklung auf. Danach etablieren sich neben den tradierten Hausnachbarschaften neue, räumliche entgrenzte Nachbarschaftsbeziehungen, für die weniger die physische, sondern eher die soziale und kulturelle Nähe konstitutiv sind – eine Veränderung im Nachbarschaftsverständnis, die auch in A-Dorf beobachtet werden kann.

4.3 Parzellierte Vergemeinschaftung als neue Form dörflicher Integration

Idealtypisch kann für das traditionale Dorf zunächst einmal festgehalten werden, dass hier die dörfliche Gemeinschaft und das gemeinschaftliche Handeln mehr oder weniger deckungsgleich sind. Im alltäglichen Umgang miteinander erfolgt ein Vertraut-Werden mit den Normen, Werten und Ritualen sowie den relevanten Personengruppen, die prägend sind für die dörfliche Kultur und den sozialen Zusammenhalt. Aus der Mikroperspektive ist das Dorf ein kollektiver Sozialverband, das die Einzelnen umfassend integriert – und zwar von der Wiege bis zur Bahre, von der Taufe bis zur Bestattung. Kirchliche Einrichtungen, aber auch andere Institutionen wie die Familie, Nachbarschaft und Vereine sind die tragenden Säulen der dörflichen Lebenswelt. In ihnen werden Verhaltensmodelle, Rangordnungen und Geschlechterbeziehungen vorgelebt, eingeübt und tradiert. Aber auch Arbeitsmentalität, Freizeitmuster, Festkultur und Geschmacks- und Genussformen werden hier im alltäglichen Miteinander sozialisiert und verdichten sich zu einem Lebensstil und einer Ausdrucksform, die man in Anlehnung an Pierre Bourdieu als ländlichen Habitus fassen kann.

Das klassische Dorf entfaltet und reproduziert einen solchen Habitus durch spezifische Logiken und Mechanismen sozialer Integration, wobei das Gemeinschaftliche immer zum zentralen Referenzpunkt wird. Dies geschieht in symbolischer Form durch Geschichten, Erzählungen und Erinnerungen genauso wie im Kontext des alltäglichen Umgangs miteinander. Dokumentiert ist dies in vielen Dorfstudien, wobei die Untersuchung, die Leopold von Wiese (1928, 71) vor knapp neunzig Jahren mit Studenten in einer kleinen Hunsrückgemeinde durchgeführt hat, bis heute lesenswert ist, gerade wenn es um die Bedeutung der Gemeinschaft in den früheren Dörfern geht:

»Die Faktoren, die den Gemeinschaftscharakter des Dorfes vorwiegend bestimmen, sind die Abgeschlossenheit des dörflichen Lebensraums mit der aus ihr hervorgehenden Begrenztheit der Beziehungsmöglichkeiten, die durch Generationen gleiche Art des Lebens und die Tatsache, dass das Dorf als Gemeinschaft alle Menschen erfasst, die in ihm leben. Es ist eine jener Gemeinschaften, in die der Mensch hineingeboren wird, so dass ihm ein eigener Entschluss zur Vereinigung versagt ist. Dieser Situation steht der Mensch, der im Dorfe aufwächst, gegenüber, und er muss sich mit ihr abfinden oder sich mit ihr auseinandersetzen, je nach seiner seelischen Haltung.«

Dass das Leben in einer klassischen ländlichen Gemeinde durch ihre starre patriarchalische Ordnung und moralische Rigidität nichts mit jener romantischen Idylle zu tun

hat, die ihm heute bisweilen unterstellt wird, ist ebenfalls ausführlich beschrieben worden – und zwar in familiensoziologischen Arbeiten (Flandrin 1976, Shorter 1983) genauso wie in Studien zum Alltag der Kinder (de Mause 1980) und Jugendlichen (Mitterauer 1986). Auch von Wiese (1928, 75) hat in seiner Feldstudie anschauliche Belege für die Konflikthaftigkeit des ländlichen Lebens gefunden:

»Hart und unerbittlich ist die öffentliche Meinung in Fragen der Moral. Es wird berichtet, dass Mädchen, die einmal in schlechtem Rufe standen, durch stetes ›Aufwärmen‹ von Klatschereien, die über sie ausgestreut wurden, aus dem Dorfe vertrieben worden waren. Bauern, die im Kriege ›gewuchert‹ haben sollen, sind jetzt noch verrufen und werden von manchen gemieden. Wenn sich einmal ein solches Urteil im Dorfe gebildet hat, so kann es durch Generationen fortbestehen. So hieß es von einer Familie, ihre Angehörigen seien alle Gauner und Spitzbuben; schon ihre Vorfahren hätten mit dem Räuber Schinderhannes in Verbindung gestanden.«

Auf intergenerational tradierte Konfliktformen sind wir im Rahmen unserer ethnographisch-qualitativen Recherchen auch in A-Dorf gestoßen. Aber von diesem Konflikttypus, der auf Zerwürfnisse zwischen verschiedenen Familien und Hausgemeinschaften rekurriert, haben nicht mehr alle Dorfbewohner/innen Kenntnis, sondern nur noch die Alteingesessenen. Was an dem lediglich noch einer Dorfminsterheit bekannten historischen Konfliktwissen deutlich wird, verweist auf einen fundamentalen Wandel dörflicher Zugehörigkeit und Integration. Denn unter Bedingungen von Mobilität und Heterogenität, wie sie für eine in Stadtnähe gelegene Gemeinde wie A-Dorf charakteristisch sind, verändern sich die innerdörflichen Begegnungsorte und Kommunikationskreise grundlegend. Die kommunikative Einheit des Ortes als zentrales Strukturmerkmal des klassischen Dorfes löst sich im modernen Dorf zunehmend auf resp. zerfällt in Teilöffentlichkeiten. Siedlungsmäßig drückt sich dies in der sozialräumlichen Differenzierung der Dorfbewohner/innen aus. So gibt es in A-Dorf deutliche Formen der Wohnsegregation, die vor allem die Bewohnerschaft der Neubaugebiete von den Alteingesessenen im Dorfkern unterscheidet. Mit der Wohnlage gehen auch Bewertungsunterschiede einher, die deutlich werden in der Antwortverteilung auf die Frage: »Gibt es nach Ihrer Einschätzung in A-Dorf ›bessere‹ und ›schlechtere‹ Wohngegenden?« Die Hälfte der Dorfbewohner/innen bejaht die Frage. In einer offen gestellten Anschlussfrage nach der räumlichen Lokalisierung der entsprechenden Gebiete wurden sehr konkrete Lage- und Straßenangaben gemacht, die aber im Wesentlichen auf eine Differenz zwischen Alt- und Neudorf hinauslaufen, wobei den Neubaugebieten eine höhere Wohnqualität zugewiesen wird.

Die sozialräumliche Trennlinie, die auch als relativ scharfe Grenze zwischen Alt- und Neubürgern/innen angesehen werden kann, markiert einen kommunikativen Schließungs- und Separierungsprozess: Anonymität und Fremdheit, wie sie das städtische Wohnen kennzeichnen, sind die Folge. Aber dabei handelt es sich um keine spezifische Entwicklung in A-Dorf, sondern ganz generell um eine Umstellung des Kommunikationsmodus im heutigen, mobilitätsgeprägten Dorf:

»Im modernen Dorf haben wir es inzwischen auch mit strukturellen Veränderungen zu tun, die darauf hinweisen, dass sich die Kommunikation dort im öffentlichen Raum verändert hat und sich inzwischen auch hier Privatheit und Öffentlichkeit derart unterscheidet, dass sich auch die Präsentationsformen verändern und die Themen im öffentlichen Raum auch anders gelagert werden als jeweils zuhause. Man tauscht sich nicht mehr mit allen im Dorf über das aus, was eigentlich privat ist und was herkömmlicherweise auch für alle kommunikativ zugänglich war« (Baum 2014, 129).

Ob die Entprivatisierung der öffentlichen Kommunikation in heutigen Landgemeinden schon dem Kommunikationsstil des »blasierten Stadtbewohners« nahekommt, den Georg Simmel (1903) in seinem viel zitierten Aufsatz über die »Großstädte und das Geistesleben« beschreibt, bleibt der Ergründung in weiteren eher narrationssoziologisch ausgerichteten Studien vorbehalten.⁸ Fest steht aber, dass die große Zahl von Neubürgern/innen – immerhin sind mehr als zwei Drittel der heutigen A-Dorfer/innen im Laufe der Zeit zugezogen – nicht nur die öffentlichen Kommunikationsstile tangiert, sondern damit einhergehend werden neue Bedürfnisformen und Lebensstile importiert, die auch die gemeinschaftliche Dorfkultur verändern. Ablesbar ist dies am Bedeutungsschwund der großen Dorffeste und der verstärkten Hinwendung zu Kleinevents – etwa der Workshops der Gospelsänger/innen oder der Turniere des Dartclubs –, die nur ganz spezielle Interessengruppen im Dorf ansprechen und entsprechend auch nur von ihnen besucht werden. Zwar finden sich sowohl in den quantitativen als auch in den qualitativen Ergebnissen Hinweise darauf, dass den Bewohnern/innen sehr wohl an der Johanniskirmes als der in der Vergangenheit mit Abstand bedeutendsten Festveranstaltung im Dorf etwas liegt und dass ihr Ausfall im Jahr 2014 auch von vielen Seiten bedauert wird, aber dem bisherigen Organisationsteam ist es nicht gelungen, Helfer/innen und Unterstützer/innen zu finden, die künftig die Planung und Ausrichtung des Fests übernehmen. Das Aussetzen – und analog zum Pfarrfest möglicherweise sogar das Ende – der Dorfkirmes können somit auch als Traditionsabbruch interpretiert werden.

Das einzige Band, das zur alten dörflichen Festkultur noch besteht, sind Veranstaltungen mit einem kirchlichen-religiösen Hintergrund. Der Weihnachtsmarkt, die Dreikönigswanderung oder der St. Martins-Umzug stehen in dieser Tradition. Auch wenn bei ihrer Ausgestaltung Folklore- und Eventelemente mittlerweile zu festen Bestandteilen geworden sind, sind sie immer noch – oder vielleicht gerade deswegen – in der Lage, ein breites Dorfpublikum anzusprechen. Vielleicht liegt in der Verknüpfung von alten und neuen Geselligkeits- und Feststrukturen das Erfolgsgeheimnis für den Fortbestand überkommener Gemeinschaftsfeste in modernisierten Dörfern. Allerdings darf diese Verschmelzung oder Hybridisierung von früheren und heutigen festkulturellen Elementen nicht den Blick dafür verstellen, dass es daneben im Dorf

⁸ Um der Faktizität von Gesprächen ganz unterschiedlicher Spielart theoretisch wie empirisch gerecht zu werden, hat Thomas Luckmann (1986) das Konzept der »kommunikativen Gattungen« entwickelt. Seine Anwendung auf die Analyse der kommunikativen Repertoires von Dorfgesprächen könnte eine fruchtbare Strategie sein, die darin enthalten Gattungstypen (z. B. Small Talk, Klatsch, Frotzeln, Konflikte, Belehrungen) genauer zu bestimmen.

eine größere Zahl von sehr speziellen Veranstaltungen gibt, die nicht mehr auf die dörfliche Gemeinschaft insgesamt zielen, sondern nur noch auf bestimmte Personengruppen. Diese Aufspaltung und Fragmentarisierung der Dorfgemeinschaft in Form einer ausgeprägten Publikumssegmentierung findet sich in gleicher Weise bei den dörflichen Vereinigungen. Auch hier existieren neben dem traditionellen Sport- und Musikverein, die sich wenigstens prinzipiell mit ihrem Angebot an alle Dorfbewohner/innen richten, neue Gruppierungen und Zusammenschlüsse wie etwa die Trommler, der Männerbund oder der Karate-Dojo-Verein, deren Mitgliedschaft jedoch auf sehr speziellen Interessen basiert. Entsprechend ist auch in diesen Gruppierungen, die oftmals zudem Veranstalter der erwähnten eventartigen Festivitäten sind, die Erfahrung dörflicher Vergemeinschaftung in hohem Maße gruppen- und anlassbezogen.

Ausgehend von diesen innerdörflichen Veränderungen der Soziabilität ist der dadurch induzierte Wandel von Gemeinschaft noch etwas eingehender theoretisch zu verorten. Denn in der jüngeren Vergangenheit entstanden neue soziologische Konzeptualisierungen, die auf die Erklärung der Erneuerung und Verwandlung gemeinschaftlicher Lebensformen ausgerichtet sind. Danach geht auch in spätmodernen Gesellschaften Gemeinschaft nicht einfach verloren, vielmehr sind Gemeinschaften einem Formwandel unterworfen, der den Verschiebungen und Veränderungen im sozialen Raum Rechnung trägt. Das Konzept der »posttraditionalen Gemeinschaft« (Hitzler 1998) versucht diesen neuen Typus von Vergemeinschaftung theoretisch zu fassen. Bezeichnet werden damit Vergemeinschaftungsmuster, deren wesentliches Kennzeichen darin besteht, dass sich ihre vergemeinschaftende Kraft nicht länger auf ähnliche soziale Lagen gründet, sondern auf ähnliche Werthaltungen und ästhetische Ausdrucksformen. Posttraditionale Gemeinschaft bedeutet daher, dass sich Individuen in einem freiwilligen Akt dafür entscheiden, sich zeitweilig mehr oder weniger intensiv als mit anderen zusammengehörig zu betrachten, mit denen sie eine gemeinsame Interessenfokussierung haben bzw. vermuten. Als Prototyp der posttraditionalen Gemeinschaft gelten Szenen, verstanden als »ein Netzwerk von Publika, das aus drei Arten der Ähnlichkeit besteht: partielle Identität von Personen, von Orten und von Inhalten« (Schulze 1992, 463). Sie fungieren als Anbieter von und als Angebote zur zeitweiligen Vergemeinschaftung mit anderen Gleichgesinnten ohne größere Verpflichtungen und ohne dauerhafte Bindungen.

Bezogen auf den ländlichen Raum ist auch hier eine Tendenz zur Verszenung der Freizeit offenkundig. Denn neben der klassischen Vereinsförmigkeit etablieren sich im modernen und überlokal ausgerichteten Dorf neue Vereinigungen und Gesellungsformen, die sich ohne formale Mitgliedschaftsregeln ausschließlich an den Interessen der Beteiligten orientieren. Auch wenn zu diesen Gruppierungen ein affektiver Bezug besteht, so sind sie doch sehr viel fragiler als herkömmliche Vereine, da sie relativ problemlos wieder verlassen werden können. Entsprechende Neugründungen werden dabei häufig dann vorgenommen, wenn eine Identifikation mit den gegebenen dörflichen Vereinigungen kaum möglich erscheint. Zwar bilden auch heute Vereine ein vielfältiges und facettenreiches Sozialgefüge für Menschen mit speziellen Interessen und Hobbys, wobei sich allerdings in der Vereinskultur auf dem Land traditionale und

posttraditionale Elemente miteinander verbinden. Diese Verbindung kann sich jedoch so ausgestalten, dass szenische Interessengemeinschaften im Laufe der Zeit »versäulen« und eine vereinsmäßige Struktur annehmen. Denn obwohl bestimmte Freizeitgruppierungen im modernisierten Dorf »im Kern Szenen darstellen, rekurren sie auf das traditionelle und institutionalisierte Gerüst von Vereinen und Vereinigungen. Insofern finden wir auf dem Lande posttraditionale Vergemeinschaftungen im Gewande traditioneller Gesellungen – den Szene-Wolf im Vereins-Schafspelz« (Liebl/Nicolai 2008, 263).

Basierend auf Beobachtungen und Erkundungen in der Untersuchungsgemeinde lässt sich verallgemeinernd festhalten, dass sich in modernen und in der Nähe von städtischen Agglomerationen gelegenen Dörfern das gemeinschaftliche Leben stark gewandelt hat. Die Ursachen sind vielfältig und legen den Schluss nahe, dass die Vorstellung vom einheitlichen und gemeinschaftlichen Dorf endgültig der Vergangenheit angehört. Die Bewohner/innen kennen sich untereinander aufgrund der hohen Wandermobilität nicht mehr alle und auch gemeinsame Begegnungsmöglichkeiten sind durch räumliche und gruppenbezogene Segmentierungen seltener geworden. Wenn mithin heute noch von Dorfgemeinschaft die Rede ist, dann eher als Imagination, Wunschvorstellung oder in nostalgischer Rückschau. Was Benedict Anderson (1983) in seinem Konzept der »*imagined communities*« für die Nation gesagt hat, scheint auch für den dörflichen Rahmen zuzutreffen: Gemeinschaft existiert hier nur als Idealvorstellung und symbolische Repräsentation und nicht im faktischen Handeln des alltäglichen Miteinanders.

Trotzdem sind dörfliche Gemeinschaften sozial häufig noch erstaunlich gut integriert und verfügen über eine Vielzahl von gemeinschafts- und zugehörigkeitsstiftenden Angeboten und Strukturen, die von lokalen Brauchformen über unterschiedliche Vereine bis zu kirchlichen Institutionen reichen. Aber neben diesen tradierten dörflichen Gesellungsformen finden sich immer häufiger neue Gruppierungen, die sich als Formen posttraditionaler Vergemeinschaftung interpretieren lassen. Sie sind vielfach – als Folge des vermehrten Zuzugs von Neubürgern/innen – urbane Importe und Ausdruck lebensstil- und milieubezogener Gruppenbildung. Mit der Pluralisierung und Parzellierung von dörflichen Gemeinschaftsformen wachsen zwar die Anschlussofferte für neue Sozial- und Solidaritätsbeziehungen, aber die dörfliche Gemeinschaft als Ganzes nimmt dadurch in der Wahrnehmung der Bewohner/innen verstärkt den Charakter einer vorgestellten und immer weniger einer gelebten Gemeinschaft an.

5. Die Zukunft des Dorfes

Die Geschichte der Gemeindeforschung ist – beginnend mit den Arbeiten der Chicago-School (Lindner 2007) – eine Geschichte der Stadt. Stadt war Synonym für Fortschritt und Entwicklung, ein Zeichen für Moderne und Zukunft. Aber auch die Stadt und ihre Entwicklung sind und waren nicht gleichförmig. Vor mehr als 50 Jahren verfasste Herbert Gans (1982) seine klassische Studie mit dem Titel »*The Urban Villagers*« und beschrieb die gemeinschaftlichen Umstände des Lebens in einer Stadtgesellschaft.

Ziel des vorliegenden Beitrages ist es, diese Perspektive einmal vom Kopf auf die Füße zu stellen. Zwar leben – wie eigene, hier nicht weiter dokumentierte Analysen mit den Daten des ALLBUS 2012 zeigen – nach der offiziellen Einschätzung anhand der BIK-Regionen beinahe zwei Drittel aller Personen in der Bundesrepublik in Ballungsgebieten oder Stadtregionen und nur drei Prozent in Gemeinden unter 2.000 Einwohnern/innen.⁹ Betrachtet man jedoch auf der gleichen Datengrundlage die subjektive Einschätzung, so wohnen nur rund ein Drittel der Personen in Großstädten und ihren Vororten, jedoch mehr als 34 Prozent auf dem Land oder in einem ländlichen Dorf. Die subjektive Sicht unterscheidet sich also drastisch von der offiziellen Einschätzung. Aus diesem Grunde erscheint es auch heute mehr als wichtig, die Sichtweise dieser Menschen in den Fokus zu nehmen. Als Fazit lässt sich dabei festhalten, dass auch in den heutigen Dörfern eine hohe Lebenszufriedenheit zu beobachten ist, dass sich jedoch in vielfältigen Bereichen – Freundschaftswahlen, Religion, innerfamilialen Beziehungen – so gut wie keine Unterschiede zwischen Stadt und Land festmachen. So sinnvoll es also war, von einem *urban villager* zu sprechen, so berechtigt ist es auch, die Diagnose eines urbanen Dorfes zu geben. Sicherlich existieren hierbei wichtige Differenzierungen innerhalb der Kategorie Dorf. Zumindest für A-Dorf kann jedoch festgehalten werden, dass hier – wie eben wohl auch in Städten – die Menschen viele Vorteile genießen, auch wenn es natürlich einige Problemlagen gibt.

Zu verweisen ist hier insbesondere auf die Eingliederung der Neubürger/innen resp. das Verhältnis zwischen den Alteingesessenen und den Zugezogenen. Die zwischen beiden Gruppen festgestellten Unterschiede sollten im Blick auf die soziale Dorfentwicklung aber als Chance und nicht als Blockade verstanden werden. Ein toleranter und offener Umgang beider Gruppen ist der Schlüssel zu einer erfolgreichen Integration, in der es nicht primär um Angleichung geht, sondern vielmehr um Verständnis und Annahme der Eigenheiten des Anderen. Gerade weil es sich – auch in der Untersuchungsgemeinde – bei der Integration von Neubürgern/innen um einen langfristigen und schwierigen Prozess handelt, sollte das Bewusstsein dafür wachgehalten werden, dass für eine erfolgreiche Integration Eigeninitiative und Engagement auf beiden Seiten notwendig sind.

9 Der ALLBUS ist ein seit 1980 alle zwei Jahre erhobener repräsentativer Datensatz über Einstellungen, Verhaltensweisen und Sozialstruktur der Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland. In dieser Survey-Studie werden auch differenzielle Sozialraumdaten erhoben. Dabei wird eine räumliche Gliederungssystematik verwendet, die sogenannten BIK-Regionen, die 1991 durch das private Regional- und Marktforschungsinstitut BIK Aschpurwiss + Behrens GmbH erstellt wurde. Vier BIK-Regionen lassen sich danach in Deutschland unterscheiden: 1) Ballungsräume, in denen die Kernstädte mit ihrem Umland mindestens 750.000 Einwohner/innen erfassen, 2) Stadtregionen mit mindestens 100.000 Einwohnern/innen, die eine Kernstadt und Umlandgemeinden einschließen, 3) Mittelzentrenggebiete mit Kernstadt und Umland mit zusammen zwischen 25.000 und 100.000 Einwohnern/innen und 4) Unterzentrenggebiete mit 6.000 bis 25.000 Einwohnern/innen. Komplettiert wird die Gebietsgliederung durch den Raumtypus »Nicht-BIK-Region«: Hierunter fallen alle kleineren Gemeinden, die aufgrund einer zu geringen Pendlerquote (von weniger als 7 Prozent) zu keiner BIK-Region zählen.

Literatur

- Anderson, Benedict (1983) *Imagined Communities*. London/ New York.
- Bahrdt, Hans-Paul (1961) *Die moderne Großstadt*. Hamburg.
- Baum, Detlef (2014) *Dorf und Stadt als idealtypische Konturen und Lebensräume in Ost und West*. In: Nell, Werner/ Weiland, Marc (Hg.) *Imaginäre Dörfer. Zur Wiederkehr des Dörflichen in Literatur, Film und Lebenswelt*. Bielefeld, 111–135.
- Bauman, Zygmunt (2000) *Liquid Modernity*. Cambridge.
- Bausinger, Hermann (1990) *Heimat in einer offenen Gesellschaft*. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.) *Heimat. Analysen, Themen, Perspektive*. Bonn, 76–90.
- Becker, Heinrich (1995) *Dörfer heute. Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel – 1952, 1972 und 1993/94*. Bonn.
- Bernard, Josef (2007) *Soziale Integration von Großstadt-Dorf-MigrantInnen in Österreich und in der Tschechischen Republik*. In: SWS-Rundschau, Nr. 2, 140–163.
- Böltken, Ferdinand (1987) *Ortsgebundenheit und Ortsverbundenheit*. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, Nr. 3, 147–155.
- Elias, Norbert/ Scotson, John L. (1990) *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt a. M.
- Enzensberger, Hans Magnus (1991) *Mittelmaß und Wahn*. Frankfurt a. M.
- Flandrin, Jean-Louis (1976) *Familien*. Frankfurt a. M./ Berlin/ Wien.
- Gans, Herbert J. (1982) *The Urban Villagers. Group and Class in the Life of Italian-Americans*. New York.
- Girtler, Roland (1996) *Die 10 Gebote der Feldforschung*. In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, Nr. 4, 378–379.
- Greverus, Ina-Maria (1979) *Auf der Suche nach Heimat*. München.
- Gross, Peter (1994) *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Hamm, Bernd (1973) *Betrifft: Nachbarschaft*. Düsseldorf.
- Häußermann, Hartmut (2011) *Stadt- und Dorfentwicklung*. In: Olk, Thomas/ Hartnuß, Birger (Hg.) *Handbuch Bürgerschaftliches Engagement*. Weinheim/ Basel, 427–437.
- Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (2000) *Soziologie des Wohnens*. Weinheim/ München (2. Aufl.).
- Hitzler, Ronald (1998) *Posttraditionale Vergemeinschaftung*. In: *INITIAL*, Nr. 1, 81–89.
- Hüpping, Sandra/ Reinecke, Jost (2007) *Abwärtsdriftende Regionen*. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) *Deutsche Zustände*. Folge 5. Frankfurt a. M., 77–101.
- Hurrelmann, Klaus/ Albrecht, Erik (2014) *Die heimlichen Revolutionäre. Wie die Generation Y die Welt verändert*. Weinheim/ Basel.
- Kessler, Fabian/ Reutlinger, Christian (2008) *Zur Archäologie der Sozialraumforschung – eine Einleitung*. In: Dies. (Hg.) *Schlüsselwerke der Sozialraumforschung*. Wiesbaden, 9–21.
- Kley, Stefanie (2009) *Migration im Lebensverlauf. Der Einfluss von Lebensbedingungen auf den Wohnortwechsel*. Wiesbaden.
- Kothe, Marion (1995) *Innerdörfliche Integration*. Göttingen.
- Kühne, Olaf/ Spellerberg, Annette (2010) *Heimat in Zeiten erhöhter Flexibilisierungsanforderungen*. Wiesbaden.
- Liebl, Franz/ Nicolai, Claudia (2008) *Posttraditionale Gemeinschaften in ländlichen Gebieten*. In: Hitzler, Ronald u. a. (HgInnen) *Posttraditionale Gemeinschaften*. Wiesbaden, 251–269.
- Linde, Hans (1954) *Das Dorf – Gestalt und Aufgabe ländlichen Zusammenlebens*. Hannover.
- Lindner, Rolf (2007) *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. Frankfurt a. M.
- Luckmann, Thomas (1986) *Grundformen der Vermittlung gesellschaftlichen Wissens: kommunikative Gattungen*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Nr. 2, 191–211.
- Maier, Hugo (1991) *Zusammenleben im Dorf*. Münster.
- Mause, Lloyd de (1980) *Hört Ihr die Kinder weinen: Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*. Frankfurt a. M.
- Menzel, Marcus (2007) *Leben in Suburbia*. Frankfurt a. M./ New York.
- Mitterauer, Michael (1986) *Sozialgeschichte der Jugend*. Frankfurt a. M.

- Nell, Werner/ Weiland, Marc (2014) *Vorwort*. In: Dies. (Hg.) *Imaginäre Dörfer. Zur Wiederkehr des Dörflichen in Literatur, Film und Lebenswelt*. Bielefeld, 12.
- Plank, Ulrich/ Ziche, Joachim (1979) *Land- und Agrarsoziologie*. Stuttgart.
- Rau, Sabine (2013) *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*. Frankfurt a. M.
- Schulze, Gerhard (1992) *Die Erlebnisgesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Shorter, Edward (1983) *Die Geburt der modernen Familie*. Reinbek.
- Simmel, Georg (1903) *Die Großstädte und das Geistesleben*. In: Petermann, Thomas (Hg.) *Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung*. Dresden, 185–206.
- Simmel, Georg (1968/ Orig. 1908) *Exkurs über den Fremden*. In: Ders. *Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin, 509–512.
- Strubelt, Wendelin (2001) *Stadt – Land*. In: Schäfers, Bernhard/ Zapf, Wolfgang (Hg.) *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*. Opladen (2. Aufl.), 682–695.
- Troßbach, Werner/ Zimmermann, Clemens (2006) *Die Geschichte des Dorfes*. Stuttgart.
- Unruh, Georg-Christoph v. (1963) *Das Dorfeinst und jetzt*. Göttingen (2. Aufl.).
- Vogelgesang, Waldemar (2015) *Die Jugend in der Eifel*. Forschungsbericht. Trier.
- Wiese, Leopold v. (1928) *Das Dorf als soziales Gebilde*. München.

Kontakt:

vogelges@uni-trier.de

kopp@uni-trier.de

jacob@uni-trier.de

hahn@uni-trier.de